



Die Späkin.

(Eine Schulgeschichte.)

In dem Villenviertel einer großen Stadt konnten die Passanten schon lange eine kleine alte Frau beobachten, die Sommer und Winter an derselben Straßenecke stand und Blumen feilbot. Sie war eine sonderbare Erscheinung, an deren Äußerem die wechselnden Jahreszeiten gar keine Veränderung hervorbrachten. Immer sah man sie in einem braunen Röckchen und einem graubraunen Umschlagtuch um Kopf und Schultern gewickelt. Ihr Gesicht, von vielen Falten und Runzeln durchzogen, war aschfarben und von einem Paar glänzenden treuen Auglein belebt. Der zahnlose Mund mit dem wackeligen Kinn verschwand fast in dem Tuch; nur eine lange spitzige Nase ragte hervor, was dem Gesichte einen vogelartigen Charakter verlieh.

Den regelmäßig durch diese Straße ziehenden Schulkindern war die Frau mit den Blumen längst ein Gegenstand geworden, an dem der grausame Schultwitz geübt wurde.

Als die vogelartige Gesichtsbildung von einem der größeren Jungen herausgefunden war, stimmte das bräunliche Köckchen und der trippelnde Gang der Alten so gut dazu, daß die Bezeichnung „Die Späzin“ für die Frau sehr naheliegend war, und die Knaben versäumten nicht, unter diesem Spottnamen allerhand Unfug mit ihr zu treiben.

Es war an einem bitterkalten Wintermorgen. Der erste Schnee war über Nacht so fleißig gefallen, daß er in aller Stille das Kunststück fertig gebracht hatte, die ganze große Stadt mit einer dicken, weißen Decke zu versehen. Den Vögeln wollte diese plötzliche Veränderung, die es ihnen schwer machte, das tägliche Brod zu finden, nicht gefallen. Schreiend hüpfen sie auf der Fahrstraße umher, als wollten sie räsonnierend denjenigen suchen, der ihnen solches Leid angethan.

Besser als dem Spazenvolk gefiel der Schnee den Schulkindern und ich glaube, trotz seiner scheinheiligen Weiße trug er bei vielen die Schuld daran, daß sie zu spät in die Klasse kamen und einen Tadel ernteten.

Schneeballen werfen ist aber auch etwas schönes! Bum, bum flogen sie hin und her, bald das Ziel verfehrend, bald es treffend, was beides gleich lustig ist.

Das Blumenfräuchen war trotz Morgenstunde und Schneefalles schon an ihrem Platze. In den frostroten Händen hielt sie ihr Körbchen, das, mit einem Lappen zugedeckt, die Sträußchen enthielt. Nicht ganz ohne Unruhe mochte sie das Treiben der Buben beobachten. Plötzlich ertönten wie ein Schlachtruf die Worte: „Wir wollen die Späzin bombardieren.“ Wenige Sekunden darauf

flogen von allen Seiten die weißen Geschosse nach der Richtung, wo das Frauchen stand. Ein Bub' hatte mit einem festgedrückten, wohlgezielten Schneeball das Blumenkörbchen getroffen, so daß die Veilchensträuße in weitem Bogen herumflogen. Das war roh; dennoch fand die Schar den Einfall komisch und stimmte ein schallendes Gelächter an.

Aber außer den Beteiligten war noch ein kleines Menschenkind in der Nähe, das den Vorgang gesehen hatte und ihn abscheulich fand. Das war die kleine Emma Schmidt. Ihre Schultasche auf dem Rücken kam sie eben eifrig heranmarschirt und war gerade an der Straßenecke angelangt, als der böse Wurf traf. Helle Zornesröthe flog über ihr Gesichtchen.

„Schäme Dich“, rief sie mutig dem Knaben zu, den sie als Anführer beobachtet hatte, und machte sich daran, die verstreuten Bouquetchen aufzulesen. Nicht im mindesten eingeschüchtert zog der Junge das kleine Mädchen an ihrem dicken braunen Zopf und ging lachend mit seinen Kameraden des Weges weiter. Emma brauchte einige Zeit, bis sie alle Sträußchen im Schnee gefunden hatte. Die arme Frau war nicht imstande gewesen, sich auch nur einmal zu bücken, denn der Schrecken und die Kälte hatten ihre alten Glieder ganz starr gemacht. Nachdem Emma ihr das Körbchen mit den Sträußchen gereicht hatte, griff die Kleine noch in die Tasche und legte die drei Pfennige, die sie täglich bekam, um ein Bröddchen oder eine Brezel zu kaufen, zu den Blumen.

„Vergelt Dir Gott die Gutthat, mein Kind,“ sagte die Alte. „Was ich dulde und was ich nehme ist nicht für mich, 's ist für mein Goldkind zu Hause.“

Von dem Tag an entspann sich ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis zwischen der „Späzin“ und der kleinen Emma. Jeden Morgen gab das Kind der Frau seine drei Pfennige. Manchmal, doch selten, nahm sie ein paar Blümchen dafür, die sie dann ihrer Klassenlehrerin, Fräulein Herbst, brachte. Die Lehrerin nahm diese kleine Aufmerksamkeit gerne an, weil Emma ein eben so fleißiges als braves Kind war.

Es mochten ungefähr drei Wochen vergangen sein, seitdem Emma täglich und unbemerkt der alten Frau ihr Almosen reichte. Diese wußte bald, wie alt ihre kleine Wohlthäterin sei, in welche Schule und in welche Klasse sie gehe, aber von sich selbst erzählte die Alte nie etwas. Nur sagte sie immer wieder, wenn Emma ihr die drei Pfennige gegeben hatte: „'s ist nicht für mich, 's ist für mein Goldkind.“

In dem Winter, da sich diese Geschichte zugetragen, war es besonders kalt. Nicht nur die Schulkinder meinten ihre Nasen und Ohren seien noch nie so rot gewesen, auch den ältern und erwachsenen Leuten kam dieser Gedanke.

Emma kam es vor, als sei ihre alte Freundin, „die Späzin“, in den letzten Tagen durch die Kälte noch brauner und huzeliger geworden. Seit drei Tagen war sie nicht mehr an der Straßenecke gewesen und Emma hatte nun schon neun Pfennige in ihrem kleinen Portemonnaie gesammelt, die sie der alten Frau am nächsten Tag, wo sie dieselbe wieder zu sehen hoffte, auf einmal geben wollte. Bisher hatte Emma noch niemanden von ihrem kleinen Erlebnisse erzählt und auch nicht davon, daß sie täglich das Geld für ihr Brödchen verschenkte.

Eines Tages bemerkte Bertha Schlenker, die immer und über alles schwätzte, daß Emma in der Pause nichts aß, sondern nur lustig im Hofe oder im Korridore spielte, während die andern Kinder dabei ihr Zehnuhrbrod verzehrten. In recht unartiger Weise stellte Bertha das gute Emmachen darüber zur Rede. Diese wußte keine Antwort zu geben, sondern errötete heftig.

„Sie wird verlegen! Sie wird rot! Was hat sie nur!“ rief plötzlich ein ganzer Chor kleiner Kobolde, die erst gleichgiltig dagestanden hatten und nun durch die Vermutung eines Verbrechens plötzlich Interesse daran bekamen, zu wissen, warum Emma kein Bröddchen gegessen.

„Sie ißt schon lange nichts“, berichtete Alice Thal, die auf einer Bank mit Emma saß und daher genauere Auskunft geben konnte.

Das machte die Sache noch auffälliger.

„Ihre Mama wird geizig sein“, rief plötzlich Else Schneider.

Bisher hatte Emma auf all das Geschwätz kein Wort erwidert. Was aber Else gesagt, das war zu arg.

„Das ist nicht wahr“, rief sie, und ihr rundes Gesichtchen erglühte über und über und die großen braunen Augen sprühten in ehrlicher Entrüstung. „Mama ist nicht geizig. Sie giebt mir was ich brauche, und jedem Armen, den sie sieht, schenkt sie etwas.“

„Warum hast Du dann nichts zu essen? Wo ist Dein Bröddchen?“ so forschte die grausame kleine Gesellschaft.

„Ich könnte mir auch ein Bröddchen kaufen; Mama giebt mir das Geld dazu“, erklärte nun Emma und hoffte dadurch Ruhe zu haben. Doch sie irrte. „Sie nascht, sie kauft sich Drops oder Kandiszucker“, so hieß es nun im Kreise.

Emma hatte auf diese neue Anschuldigung keine Antwort, sondern brach in Weinen aus. Das Köpfchen in die verschränkten Arme gedrückt, über die Lehne der Schulbank gebeugt, so schluchzte sie bitterlich, als Fräulein Herbst, die Lehrerin, in's Klassenzimmer trat. Mit einem strengen Blick rügte sie, daß sie die Kinder nicht auf ihren Plätzen fand, und dann fragte sie, was es denn gegeben habe.

Eine Menge Finger streckten sich. Zur Schande der Klasse sei es gesagt, daß viele gern die Klatscherei vorgebracht hätten. Fräulein Herbst richtete zuerst eine direkte Frage an Emma. Diese konnte vor lauter Schlucken und Schluchzen nicht antworten, und Alice, ihre Nachbarin, erzählte dann den ganzen Hergang. Nun rief Fräulein Herbst Bertha Schlenker zu sich heran.

„Vor allem muß ich Dir sagen, daß ich es recht vorlaut von Dir finde, Dich in Angelegenheiten Deiner Kameradinnen zu mischen, die Dich nicht bekümmern. Es kann Dir ganz einerlei sein, ob Emma ein Bröddchen isst oder nicht, und von Euch allen finde ich es gar nicht liebevoll, Eure Mitschülerin zu beschämen und zu verhöhnen. Bertha als die Anstifterin werde ich deshalb in's Klassenbuch schreiben. Ihr andern werdet eine Strafarbeit machen. Und nun Emma zu Dir. Ich kann unter den mir anvertrauten Kindern keine Heimlichkeiten dulden. Ich kenne Dich als wahrheitsliebendes Kind, willst Du meine Fragen nun ehrlich beantworten?“

„Ja,“ klang es unter dem Taschentuch hervor, das Emma zu einem Knäuel gedreht an Mund und Nase hielt.

„Du hast gesagt, daß Du von Deiner Mama immer Geld für Dein Zehnuhrbrod bekommst; ist das so?“

Die kleine Angeklagte nickte bejahend.

„Hast Du dafür auch immer Bröddchen gekauft?“

„Nicht — immer — zuletzt — nicht.“

„Was hast Du denn mit dem Gelde gemacht?“

Keine Antwort.

„Hast Du dafür Näscheren gekauft?“

„Nein.“

Ein neuer Thränenstrom unterbrach das Verhör.

Fräulein Herbst, die ihren Schützlingen viel Geduld und Liebe entgegenbrachte, zog das weinende Kind zu sich heran, um durch Zureden ihre vermeintliche Störrigkeit zu brechen.

Da plötzlich wandten sich in allen Bänken die Köpfe der Thüre zu, unter welcher geräuschlos ein kleines Mädchen erschienen war. Sie war dürstig gekleidet, aber das schwarze wollene Tuch, unter dem blonde Vöckchen hervorquollen, umrahmte ein sauberes, herziges Kindergesichtchen. In der Hand hielt das kleine Mädchen ein paar halbverwelkte Beilschensträuße.

Der Anblick der vielen Kinder brachte sie sichtlich in so große Verlegenheit, daß es um ihre Mundwinkel veräterisch zu zucken begann.

Fräulein Herbst wandte sich sogleich zu dem schüchternen Ankömmling und fragte:

„Wen suchst Du hier, Kleine?“

„Ein Schulkind.“

„Kennst Du es, kannst Du mir es zeigen?“

Das Blondköpfchen schüttelte verneinend.

„Kannst Du mir sagen, wie das Kind heißt, das Du suchst?“

„Emma Schmidt.“

Die Spannung in den Schulbänken wuchs mit jeder Minute und neugierige Blicke flogen blitzartig zwischen der kleinen Fremden und Emma hin und her. Da herrschte ein Geheimnis. Ein unerhörter Fall, der sicher seit dem Bestehen der Schule noch nicht dagewesen war. Was werden die Großen dazu sagen, daß sich bei den Kleinen so etwas zugetragen.

Emma schien von dem neuen Anlaß, sich angeguckt und besprochen zu wissen, ganz zerschmettert und nahm von neuem zu ihrer Taschentuchfugel Zuflucht.

Indessen bemühte Fräulein Herbst sich weiter, aus dem fremden Kinde herauszubringen, was es denn eigentlich wolle.

„Emma Schmidt ist das kleine Mädchen in der ersten Bank da. Aber wer schickt Dich zu ihr und was sollst Du ihr sagen?“

„Großmutter schickt mich, und ich soll sagen, das sie gestern gestorben ist.“

Nun ließen sich die Thränen der kleinen Botin nicht mehr zurückdrängen. Die Lehrerin bückte sich voll Mitleid zu dem Kind und mühsam, von Schluchzen unterbrochen, erfuhr sie dessen Auftrag: sie solle in der sechsten Klasse der Bürgerschule die Schülerin Emma Schmidt auffuchen und ihr von der Großmutter die Sträußchen bringen und vielen Dank, weil sie immer so gut gegen Großmütterchen gewesen und ihr das Frühstücksgeld geschenkt habe.

Tiefe Stille herrschte im Schulzimmer, während die Kleine sprach.

„Wer war denn deine Großmutter, Kind“, fragte Fräulein Herbst.

„Die Blumenfrau an der Ecke der Gartenstraße.“

Nun brach der Spektakel los.

„Die Späzin, Emma hat ihr Geld der Späzin gegeben und darum kein Bröddchen gegessen!“

Fräulein Herbst führte nun das fremde Kind zu Emma, die wortlos die Beilchensträußchen nahm und der Überbringerin eine Hand gab.

Die Gegenwart der Lehrerin vermochte kaum die Erregung der übrigen Kinder so weit zu bändigen, daß sie auf ihren Plätzen blieben, und als Fräulein Herbst sagte: „nun müßt Ihr aber auch Emma um Entschuldigung bitten“, da stürzte die Schaar auf Emmachen los, wie eine Herde junger Schnattergänse.

Das fremde Blondköpfchen konnte, da ihr Auftrag erfüllt war, während des Tumultes leise, wie sie gekommen, wieder zur Thüre hinausschlüpfen. Sie war sicher froh darüber.

„Ruhe!“ gebot nun Fräulein Herbst.

Als alle saßen, ging sie auf Emmachen zu, bückte sich zu ihr herab und fragte sie:

„Warum hast Du mir denn nicht gesagt, was Du mit dem Gelde gethan hast? Wohlthun ist ja keine Schande.“

Da flüsterte Emma der Lehrerin in's Ohr:

„Ich wollte mit dem lieben Gott ein Geheimnis haben.“

Darauf küßte Fräulein Herbst das Kind auf die Stirne, und der Unterricht begann.

